

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 266 — Bromberg, den 19. November 1932.

Mandus Frizens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

17. Fortsetzung.)

Mandus klammerte sich an die Nagelbank und guckte über Bord. Es war ganz düster, aber er fand sich doch zurecht. Die See lief mit langen, weißen Schaumkämmen in die Nacht hinein. Im schiefen Winkel zu diesen hellen Wogenstreifen ging der Kurs der Fortuna. Bald kroch sie hinauf, bald durchschnitt sie den Gischt, der kreischend und schmetternd über ihr zusammenschlug, bald kletterte sie wieder hinunter, nachdem sie das Wasser von sich abgeschüttelt hatte. Dabei holte sie regelmäßig so stark über, daß die Nock der Großrahe den weißen Schaum streifte. Das sah aufwärts weit gefährlicher aus als abwärts.

Aber trotzdem zitterte Mandus nicht und strebte langsam und vorsichtig weiter. Das Deck war glatt wie geöltes Glas. Bei jeder Woge, die über Steuerbord herüberdonnerte, duckte er sich zusammen und machte sich so klein wie möglich. Auf das höhergelegene Achterdeck konnten nur die Schaumstreifen langen. Er kriegte die Stufen zu fassen, kroch hinauf und suchte sich ein geschütztes Plätzchen hinter der Jolle, dicht unter dem Besanswant auf Steuerbordseite.

Jonni hielt noch immer neben dem Kompaß, über dessen Scheibe der schwache Lichtschein der Sturmlaterne bebte, und schlug bald mit dem linken, bald mit dem rechten Arm um sich.

Detlef und Hugo, die sich mit dem Rücken gegen das Gehäuse der Ruderübertragung drückten, zerrten dann so an dem Speichenrad, bis Jonnis Arm wieder herabsank.

Andres Ochwatt hielt am Geländer des Achterdecks und Kuno vorn an der Back Ausguck.

Mandus erschien der Himmel wie ein finsterer Sack, in dem die schwarzen Wolken durcheinanderwogten. Unablässig prasselte und traufte die tropische Sintflut in die Segel. Wie ein rasendes Gespenst rollte und fegte die Fortuna durch die gischtgestreifte See.

„Verdoria!“ schrie Hugo seinem Nachbar ins Ohr. „Vierzehn Knoten!“

Detlef nickte zustimmend und spuckte seinen Priem an Deck, was er sich bei gutem Wetter niemals unterstanden hätte. Der nächste Brecher wusch das Klümpchen ins Meer. Nun begann Jonni wieder mit beiden Armen optisch zu telegraphieren, und die beiden Rudersgänger bekamen alle Hände voll zu tun.

Jonnis Blicke wanderten unablässig von der Kompaßscheibe zum Sturmwimpel auf dem Großtopp, von den Wellen zu den Segeln, vom Bugspriet zum Heck. Nichts entging ihm, alles nahm er in sich auf und formte danach seine lautlosen Befehle. Er bemerkte auch den Jungen, übersah ihn aber geflissentlich.

Da fiel die Fortuna so stark und schnell nach unten, daß sich die Nocken tief in den weißen Schaum bohrten. Andres Ochwatt drehte sich um, schrie und tobte mit beiden Händen in der Luft herum. Was er wollte, blieb unverständlich. Der Sturm riß ihm die Worte aus der Kehle und schleuderte sie verächtlich über Backbord.

Jonni winkte ärgerlich ab und stand wie ein Fels. Dreizehn bis vierzehn Knoten machte die Fortuna nicht alle Tage. Solch ein hübsches Windchen mußte auf jeden Fall ausgenutzt werden, zum Vorteil aller seiner Reedereigenossen, zu denen er selbst gehörte.

Mandus spürte, wie der Sturm ruckweise an Kraft gewann. Nun begann ihm doch etwas schwül zu werden. Und er dachte noch einmal recht innig an seine Eltern und noch inniger an Selma und biß die Zähne und kniff die Lider zusammen. Da gab es einen fürchterlichen Kanonenschlag. Mandus meinte nicht anders, das Schiff wäre geborsten, und riß die Augen auf. Der Knall kam von oben. Und als er den Blick hob, konnte er gerade noch wahrnehmen, wie der letzte Zipfel des überlasteten Großsegels aus den Lieken riß. Und der Sturm nahm die wasserdurchtränkte, zentnerschwere, riesenhafte Leinwandfläche auf seine Arme und stieß sie empor, daß sie zwischen den dunkeln, huschenden Wolkenfetzen verschwand wie ein herrenloses, flatterndes Taschentüchlein.

Die Fortuna aber richtete sich erleichtert auf.

Darob ergrimmte Jonni und fuhr mit wutverzerrtem Gesicht auf Mandus los, als sei er ganz allein schuld daran, daß das Segel der Teufel geholt hatte und die Fortuna nur noch elf Knoten machte.

„Du gottverdammigter Galgenstrick!“ blökte er ihn an „Was hast du hier herumzulungern? Sofort scherst du dich zur Koje!“

„Ich hab' Wache!“ blökte Mandus in demselben Tone zurück und blieb an Deck, bis die vier Stunden herum waren.

Von diesem Augenblick an ging Jonni dem Jungen aus dem Wege.

Vier Wochen später nahm die Fortuna bei Kap Horn westlichen Kurs. Hart bei dem Wind lag sie und kreuzte sich wacker durch die scharfe Gegenströmung. Jonni nahm ganz kurze Schläge, um nicht zu weit von der Küste abzukommen, und Hans Fockschot, der Smutje, mußte sich mehr rühren, als ihm lieb war.

Mit abgeblendeten Lichtern.

Hinter Kap Horn ging es im rechten Winkel nach Norden. Die steilen, schneebedeckten und gletscherbekleideten Andenberge blieben in Sicht. Dann kam die Fortuna wieder in die Südostpassattrift. Nun wurde das Passatgroßsegel gesetzt. Die kalte nach Norden gerichtete Peruströmung half kräftig nach.

Unter sieben Knoten blieb die Fortuna selten.

Jetzt wurde das zweite Schwein geschlachtet. Alle standen im Kreise herum, als es auf dem Vordeck unter Jans scharfer Klinge verendete. Nur Greggers lag krank in der Koje.

Das Tier fiel mit dem Rüssel nach Westen.

„Das gibt einen Schweinssturm!“ prophezeite Karsten und zeigte über Backbord.

„Was für ein Blödsinn!“ grinste der aufgeklärte Kuno. „Du bist ja so abergläubisch wie meine Urgroßmutter!“

Irxenschmalz.

Skizze von F. Schrönghamer-Heimdal.

Der Reitberger Michel war ganz mein Mann!

Er hauste draußen auf dem Reitberg, den seine Vorfahren vor Urzeiten gereutet hatten, und ließ sich demgemäß Reitberger von Reitberg schreiben wie ein Adelsmann. Was mir sein Höflein so anziehend machte, war die nachbarlose Einschicht, in der es lag, war das Bächlein, das daran vorbeifloß, war die stille Schau in die Welt, die man von seinen Hängen hatte. Hier mußte das Auge die Ferne loben und der Nähe dankbar sein. Hier gab es keinen Streit um Grenzsteine, die man verrücken konnte, denn die Wildnis, die an die Feldmark stieß, war Niemandsland.

Die Hühner konnten auslaufen, ohne daß sie in fremden Gärten die Krautpflänzlein ausscharrten, und die Jauche durfte abfließen, wohin sie wollte; sie versaute keines Nachbarn Tenne.

Also war der Reitberg gefeit wider Gerichtskosten und Anwaltsgebühren, und der Reitberger wußte, was er an seinem Höflein hatte.

Wenn er an Sonntagen auf dem Kirchweg durch unser Dorf mußte, wartete ich schon auf ihn, um mich ihm anzuschließen. Nichts war so lehrreich, aber auch so kurzweilig und unterhaltlich wie der Kirchweg mit dem Reitberger Michel.

Wenn er so über den Eibenberg hereinkam, den Sonntagsrock zur Schonung gefaltet am Arm und die Stiefel auf dem geschulterten Stecken, blühte sein Hemd aus dreierlei Linnen wie Wellgras auf den Wiesen. Ja, aus dreierlei Linnen bestanden damals die Hemden — wir sagten noch „Pfaide“: Brustlatz und Kragen waren „harben“, vom feinsten Flachs, das Mittelstück war schon von zweiter Güte, von gewöhnlichem Leinen, und was unsichtbar unter der Hose stak, der sogenannte Stoß, scheuerte die Lenden als ruppigster Rupfen, in dem vor Zeiten die sündhaften Großen der früheren Zeit ihre Bußfahrten machten. Aber was den Großen der Welt eine Leibesfolter bedeutete, galt uns Wäldlern daheim als ein gewohntes Ding; denn unsere Werktagshemden waren durchaus Rupfen, von oben bis unten. Sie scheuerten nicht bloß die Lenden, sondern auch Brust und Schultern. Aber unter diesem rauhen Rupfen gedieh etwas, was mit dem verschwundenen Rupfen auch ausgestorben ist: das Irxenschmalz!, die Schulterkraft.

Aber der Reitberger Michel hat es vorausgesehen, was kommen wird, und er sagte es mir oft auf unseren Kirchenwegen: „Bua, mirk auf! Du wirst es noch erleben. Das Stadtlaufen zu den Gerichtsherren und Advokaten bringt die Bauern um. Sie kommen nicht bloß um Geld und Gut, sie büßen auch das Irxenschmalz ein. Wenn das einmal hin ist, holt der Teufel sie alle miteinander. Denn in der Stadt sehen sie allerhand Mode: Statt der Habernsuppe kriegen sie in der Früh' eine Kaffeebrüh', auf Mittag statt der Schüssel voll Kraut einen kälbernen Braten, statt des Rupfenhemdes ziehen sie fadenscheiniges Modezeug an, daß man ihnen den Bauernkerl nicht anmerken soll. Bald wird auch das Barfußlaufen aufhören. Die junge Posthalterin hat statt dem Kopftüchel schon einen Hut auf, der steht ihr wie der Ferkelsau der Trankeimer. Wie bald werden es ihr die Hofbäuerinnen nachtun — nachher pfüat di Gott Irxenschmalz!“

Wenn wir durchs Röhrnerbergl gingen, wo an den alten Buchen die Totenbretter klapperten, da hielt er eine Weile still und sprach: „Die da, die haben noch ein Irxenschmalz gehabt. Mein Vater, mein Ähndl und mein Urähndl, die trugen mit neunzig Jahren noch das Malter zur Mühl'. Heut' spannen die meisten schon die Roß' ein — warum? Weil's dahin geht mit dem Irxenschmalz! Was sag ich denn alleweil?“

Im Kirchdorf beim Hafnerhäusl heraußen zog der Reitberger nachher seinen Rock und die Stiefel aus, und da sah ich, wie an seinen braunen Armen die fingerdicken Flaxen spielten. „Michel“, sagte ich anerkennend, „hast du ein Irxenschmalz!“

Nachher auf dem Kirchenplatz unter der Linde, wo wir unseren Platz hatten bis zum Zusammenläuten, gab er mir erst Antwort: „Kann dir schon andere auch zeigen, wo's schon dahingeht mit dem Irxenschmalz. Mirk nur auf!“

Dabei legte er das linke Ohr auf die Schulter und kniff das eine Auge zu. Um uns stand die Mannschaft der Gemeinde, ein Bild verhaltener Kraft und getragener Ruhe: Sie rochen nach Erde und Ernte und schienen mit dem kargen Boden verwurzelt, auf dem sie da standen wie festgestemmt. Wie sie die Knie durchdrückten und die Hände in den Hosentaschen hielten, daß manchmal ein Taler aufklimperte, waren sie mir Verkörperungen des altväterlichen, urererbten Irxenschmalzes.

„Ja“, sagte der Reitberger, als erriete er meine Gedanken, „die meisten sind schon noch recht. Die haben in der Früh' ihre Habernsuppen, auf Mittag ihr Kraut und die roggenen Nudeln und zu den Brotzeiten wieder ihr Roggenes. Weißt schon, wie's heißt: Dem habernen Roß und dem roggenen Mann, dem kann kein Tod und Teufel an. Der Mensch muß von dem leben, was auf seinem Boden wächst, das ist das ganze Geheimnis vom Irxenschmalz. Aber jetzt, schau dir den Haberlschneider an . . .“

Der Haberlschneider war ein schmächtiges Männlein mit einem Schmerbauch.

„Siehst es nicht“, stieß mich der Reitberger, „daß der schon Semmelknödel frißt? Bei dem ist's vorbei mit dem Irxenschmalz. Und nachher der Gruber von Grub. Schau ihn an! Kunstbutter fressen sie — und das gute Schmalz verkaufen sie. Nichts mehr ist's mit dem Irxenschmalz! Mirk auf, Bua, soweit kommt's noch — und du kannst es leicht erleben, daß die städtische Mode die ganzen Bauern umbringt. Wenn alle einmal ihren Kunstdreck fressen, wenn alle einmal in der Stadtmode dahersteigen, nachher ist's soweit, daß der Bauer nichts mehr verkaufen kann. Wenn er selber das nicht mehr nutzt, was auf seinem Boden wächst, Korn und Schmalz und Lein, wie soll nachher der Stadtmensch Kraut und Knödel, Roggennudeln und Hafersuppen fressen? Wie soll's denn anders kommen, wenn sich der Bauernmensch selber von der Kraft kehrt, die ihm aus seinem Boden wächst! Mirk auf, die Stadt wird das Land noch fressen — und aus ist's mit dem Irxenschmalz.“ — — —

Vierzig Jahre später.

Ich sitze rastend im Röhrnerbergl unter den alten Totenbrettern. Bei den Denkmälern der Reitbergerschen Ahnen lese ich auch den Namen meines längst verewigten Michel. Voll Wehmut gedenke ich seines Irxenschmalzes. Wie richtig hat er geweissagt!

Wunderlich — der alte Kirchenweg ist verwachsen, kein Mensch mag ihn mehr gehen. Die neue Zeit hat sich einen neuen Weg gemacht durchs Röhrnerbergl. Wie ich so sitze und sinne, sehe ich's durch die Tännlinge vom neuen Weg her schillern — aha Florstrümpfe! Zigarettenduft blaut durchs Buchengrün, und ein Motorrad rattert auf dem neuen Weg wie auf eiliger Flucht: „Notnickel! Abzahlung!“

Das Totenbrett des Reitberger Michel aber klappert wie ein Mahnung der alten Zeit auf den neuen Weg hinüber: „Irxenschmalz! Irxenschmalz!“

Die Einladung.

Eine heitere Geschichte von **Paul Bliß.**

Der Komponist Moldenberg war seinen Berufskollegen als guter Musiker bekannt. Das große Publikum aber wußte noch wenig von seiner Kunst. Heute nun kam er in heller Freude in seine Junggesellenbude und schwang triumphierend eine goldgeränderte Karte.

Die umfangreiche Wirtin sah ihren Zimmerherrn kopfschüttelnd an.

„Denken Sie doch nur, Mamachen: eine Einladung zum Geheimrat Horsekorn! — Bedeutet, daß meine Not jetzt ein Ende hat. Der Geheimrat spricht nämlich das entscheidende Wort bei Neueinstellung von Lehrkräften, und wenn ich bei ihm eingeladen werde, dann habe ich die Anstellung an der Hochschule so gut wie in der Tasche.“

Frau Lehmann neigte den Kopf und sagte sehr respektvoll: „Allerhand Hochachtung! Der Himmel gebe, es wäre wahr.“

„Also jetzt, Mamachen, bringen Sie schnell meine Garderobe in Ordnung!“ Plötzlich stockte er. „Donnerwetter, mein Frack ist ja versetzt . . . Was mach' ich nun?“

„Was ich weiß, das weiß ich!" rief Karsten eigensinnig. „Und gestern hab' ich auch den fliegenden Holländer gesehen!"

„Kiek an!" schmunzelte Tetje. „Warum hast du ihn mir nicht gezeigt?"

„Zeigen darf man nicht auf ihn!" belehrte ihn Karsten sehr wichtig. „Sonst kommt ein Sturm."

„Und kommt kein Sturm," lachte Kuno übermütig, „dann passiert sonst was. Immer passiert was. So ist das Leben! Eine fortgesetzte Schweinerei!"

Unterdessen brach Jan das Tier auf.

„Frisch Fleisch!" rief Hugo lüstern.

„Das beste Stück ist für Greggers!" machte sich Tetje aus.

Zur selben Zeit betrat Jonni zum erstenmal auf dieser Reise das Logis und steckte den Kopf in Greggers Koje.

„Ich seil' ab!" murmelte Greggers.

„Zeig die Zunge!" gebot Jonni.

Und Greggers gehorchte.

„Der Magen ist gesund!" stellte Jonni fest. „Aber wie steht es mit dem Herzen?"

Dann befühlte er ihm den Puls.

„Mir liegt was auf der Brust!" flüsterte Greggers. „Ich glaube, es ist dieLunge. "

„Unsinn, Lunge!" knurrte Jonni ungehalten. „Du bist dreißig Jahre immer in frischer Luft gewesen. Das wär' ja noch schöner. Du hast ganz einfach Rheumatismus! Ich werd' dir was zum Einreiben schicken!"

Aber trotzdem hustete Greggers weiter. Die Krankheit wollte und wollte nicht von ihm weichen, obschon mit jedem Tage das Wetter freundlicher und wärmer wurde.

„Du mußt dich mal in die Sonne legen!" schlug Tetje vor.

Greggers schüttelte zwar den Kopf, kroch aber doch aus der Koje. Er war schon so schwach, daß sie ihm auf den Lukendeckel hinaufhelfen mußten Hier wärmte er sich, ließ sich einreiben, schluckte mutig Tropfen und Pillen und schaute Jonni immer ganz tiefsinnig an, wenn er mit einer neuen Medizin daherkam.

Auch der Koch gab sich alle Mühe mit dem Kranken. Aber nichts wollte ihm schmecken. Sogar die zartesten Stücke des dritten Schweines, das seinetwegen etwas vorzeitig dem Messer verfiel, wies er zurück. Immer nur trinken wollte er. Jonni schloß die Schiffsapotheke zu und schickte ihm jeden Tag eine halbe Flasche Rotwein.

Gegen Abend, wenn das Fieber stieg, begann Greggers mit sich selber zu sprechen. Die andern horchten gar nicht mehr hin, denn er brachte alles durcheinander, daß man kaum das hundertste verstand. Aber alle nahmen Rücksicht auf ihn. Wer seine Piep rauchen wollte, ging hinaus an die frische Luft. Und wenn Karsten und Kuno Karten spielten, dann klopften sie ganz leise und vorsichtig auf den Tisch. Gerieten sie dabei in Streit, dann machten sie es mit stummen Bewegungen ab, wobei sie die gespreizte Handfläche und die geballte Faust abwechselnd bevorzugten.

Mandus hatte unbefohlen die Krankenpflege übernommen und versäumte nichts, was Greggers das Leiden erleichtern konnte.

„Acht Knoten!" meldete Hugo eines Morgens. „Wir kriegen heute den fünfundvierzigsten Grad."

„Dann können wir in vierzehn Tagen Valparaiso haben", rechnete Tetje aus und sah sich nach Greggers um. „Und dann holen wir einen Doktor an Bord, der muß Greggers gesund machen."

„Mir kann kein Doktor mehr helfen!" hustete Greggers hohl.

„Hast du darauf studiert?" knurrte Tetje. „Na also! Ein Kerl wie du, der streicht nicht gleich die Flagge."

„Ich seil' ab!" murmelte Greggers. „Bleib mir bloß mit dem Doktor vom Leib. Ich hab' den Klabautermann gesehen!"

Da schauten sich alle an.

„Auch so ein Aberglaube!" seufzte Kuno kopfschüttelnd.

„Wo hast du ihn denn gesehen?" fragte Jakob zögernd.

„Damals", keuchte Greggers, „als das Großseil über Bord ging, da saß er auf der Backbordverschanzung, gleich hinter der Großwant. Ein ganz kleines, graues Männchen, nicht größer als ein Puppblock! Er schmökte aus einer kurzen Piep mitten in Sturm und Regen. Und aus der Piep kamen Funken, so groß wie meine Faust. Und dann klopfte er seine Piep an einen Kavielnagel aus, und die Funken wurden immer kleiner."

„Du hast phantasiert!" versuchte ihn Tetje zu beruhigen.

„Nein, nein!" widersprach Greggers. „Ich hab' ihn gesehen mit meinen zwei lebendigen Augen. Dann guckte er mich eine Weile steif und fest an und ging über Bord wie ein fliegender Fisch!"

„Krasser Blödsinn!" knurrte Kuno.

„Ich hab' ihn gesehen, leibhaftig gesehen!" beteuerte aber Greggers.

„Geträumt hast du!" entschied Tetje. „Gespenster gibt's nicht. Das sind alles bloß dumme Einbildungen. Ich bin damals auch an Deck gewesen, als das Großseil über Bord ging. Aber den Klabautermann hab' ich nicht gesehen, weder backbord noch steuerbord."

Greggers schloß die Augen und hustete schwer.

Mandus öffnete die Flasche und schenkte ihm Wein ein.

„Ach!" seufzte Greggers, nachdem er das Glas ausgetrunken hatte. „Was tu' ich mit dem guten Wein, mit den frischen Eiern und der schönen Hühnersuppe? Als ich jung war, hab' ich mir vergeblich die Augen danach ausgeguckt. Eine verkehrte Welt, Mandus! Du wirst schon noch dahinterkommen, mein Junge! Werd du erst mal so alt wie ich! Wenn ich der liebe Gott wär', ich hätt' die Welt anders eingerichtet, aber ganz anders, das kannst du mir glauben!"

„Das soll wohl sein!" erwiderte Mandus bekümmert und korkte die Flasche zu.

In diesem Augenblick erschien Jonni im Logis, trat näher und faßte mit seiner Pranke nach Greggers knochiger Hand, die sich abgezehrt und bleich auf der dunklen Wolldecke abzeichnete.

„Du wirst uns doch nicht verlassen, Greggers?" fragte er dann mit wackelnder Stimme.

„Ich will nicht, aber ich werd' wohl müssen!" erwiderte der alte Bootsmann und zwinkerte vertraulich. „Ich muß bei einem größeren Kapitän anmustern, dünkt mich."

Um Jonnis Augen zuckte es.

„Beim allergrößten," fuhr Greggers fort und drückte Jonni schwach die Hand, „bei dem kein Großseil aus den Lieken reißt!"

Jonni wiegte den Kopf, bettete die Hand des Kranken behutsam auf die Decke und wandte sich dann an die andern.

„Reulrah auswechseln!" kommandierte er. „Beide Wachen antreten. Der Junge bleibt bei Greggers."

Diesmal gehorchte Mandus und schob die Tür hinter ihnen zu. Gleich darauf hörte er, wie Andres Schwatt den Sang zum Hieven anstimmte.

Kaum war dieses Arbeitslied verstummt, regte sich Greggers, der die ganze Zeit mit geschlossenen Augen und offenem Munde dagelegen hatte.

„Mandus!" seufzte er. „Mandus, komm näher! Meine Tage sind gezählt. Nach Hamburg komm' ich nicht mehr zurück, das weiß ich bestimmt. Aber in Hamburg auf dem Kattrepel wohnt eine Frau, die soll es wissen, wo ich geblieben bin. Der sollst du es sagen, daß ich auf See abgemustert habe. Sie ist noch nicht so alt wie ich. Sie ist in den besten Jahren. Katharina heißt sie, und Greun heißt ihr Mann. Er ist Bierkutscher und prügelt sie. Sie hat das eben nicht anders haben wollen. Und acht Kinder hat sie von ihm. Vor fünfzehn Jahren hab' ich sie zuletzt gesehen. Sie hat mich mal sehr gern gehabt. Aber Bierkutscher konnt' ich nicht werden. Ich blieb bei Jonni, und deshalb nahm sie den andern. Jetzt geht sie aufs Wäschewaschen und aufs Reinmachen. Du wirst sie schon finden. Und dann sagst du zu ihr: Greggers Mohrt liegt tief unter der See im Großen Ozean, als ein ehrlicher Fahrensmann, und läßt schön grüßen. Wenn ihr dann das Wasser in die Augen kommt, dann gibst du ihr mein Sparkassenbuch. Es liegt hier unter meinem Kopf. Greif unters Kissen und steck es ein."

Mandus kugelten zwei dicke Tränen über die Backen, als er das Buch hervorholte und in die Tasche versenkte.

(Fortsetzung folgt.)

Frau Lehmann wurde sehr verlegen, dann bat sie: „Seien Sie nur nicht böse, Herr Kapellmeister! Ihre schwarze Hose . . . ich dachte, Sie brauchten die Hose nicht . . . Mein Schwager hat ja so lange geredet; — na, und endlich hab' ich sie ihm borgen müssen."

Fritz lachte. Er war wütend, um so mehr, als er nicht schelten konnte, denn bei Frau Lehmann hatte er Schulden.

„Aber machen Sie sich keine Sorgen", tröstete sie ihn schnell, „drüben auf dem Flur wohnt ein mir bekannter Herr, — ganz Ihre Figur. Vielleicht borgt der für den einen Abend . ." fort war sie.

Zehn Minuten später kam sie schon wieder, lächelte und hob ein schwarzes Beinkleid hoch. „Der Schaden ist kuriert. Der Herr braucht sie erst in zehn Tagen."

Und schon lächelte Fritz wieder, denn die Hose saß tadellos.

Nun den Frack auslösen, also auf die Suche nach Geld! — Aber kein Freund konnte helfen. Die Zeit! Diese furchtbare Zeit!

Er irrte durch die Straßen. Plötzlich sah er am Fenster einer Kneipe ein Schild: „Klavierspieler verlangt." Wie ein Schlag durchzuckte es ihn. Wenn er sich hier ein paar Tage anstellen ließ?

Es war eine Studentenkneipe: ein feister Wirt, Kellnerinnen und das übliche Drum und Dran. Von neun bis Feierabend sollte Moldenberg spielen. Dafür bekam er jeden Abend fünf Mark, Freibier und Abendbrot. Kurz entschlossen sagte er zu. Drei Tage würde er spielen, dann verschwinden.

Alles ging gut. Zuerst hatte er Furcht, Bekannte zu treffen, aber fast nur Studenten, junge Beamte und Kaufleute kamen. Er spielte bekannte Gassenhauer; wenn aber jemand eine Extranummer haben wollte, so spielte er auch die. Als er am ersten Abend seine fünf Mark hatte, kam er sich wie ein Krösus vor. Und am dritten Tage tat er einen Juchzer und verschwand.

Nun löste er den Frack aus, wusch die Handschuhe, säuberte die Stiefeletten, dann eine weiße Batistkrawatte, und — sorglos ging er fort. Um acht war er geladen. Also hatte er noch eine gute Stunde Zeit. Langsam schlenderte er dahin und freute sich seines guten Einfalls.

Plötzlich hielt ihn jemand fest. Ein Student aus jener Kneipe war es. „Ach Kapellmeisterchen, Sie schickt mir der Himmel. Sie müssen mitkommen. Unser Präside feiert Geburtstag, und der Musikus hat uns im Stich gelassen. Sie verdienen zehn Mark und haben alles frei."

„Ich kann nicht. Ich muß um acht Uhr zu einer Gesellschaft."

„Aber Mensch, es ist ja erst sieben!"

Schon hatte der Student seinen Arm um Fritz gelegt und hielt ihn fest.

Der Musiker rüttelte und schüttelte, aber der junge Kerl hatte Bärenkräfte. Endlich rief der Studio lustig: „Also ich biete Ihnen zwanzig Mark. Frei kommen Sie nicht mehr. Seien Sie doch gemütlich! Waren doch sonst immer so nett."

Jetzt mußte Fritz lächeln. So rächte sich ein guter Einfall. Warum hatte er diese Komödie gespielt! Der Studio nahm das Lächeln für eine Zusage, zog ihn in ein Auto, und schon rasten sie dahin.

Fritz lächelte wieder. Er tröstete sich. Das Geld konnte er gebrauchen. Schließlich war ja noch eine ganze Stunde Zeit. Also gut! Er würde noch einmal spielen und dann zur rechten Zeit sich drücken.

Mit freudigem Hallo wurden sie empfangen. Zwar staunten alle, daß Fritz in großer Gala antrat. Aber nach wenigen Minuten war alles wieder wie ehedem, und Fritz spielte mit Bravour, was verlangt wurde. Doch die Zeit verging. Fritz saß wie auf Kohlen und wußte nicht, wie er entkommen sollte. Und da geschah noch etwas Unerwartetes.

Plötzlich sagte der junge Herr: „Die Karte gehört Ihnen doch wohl? Ich fand sie neben Ihrem Paletot."

Stotternd gab Fritz zu. Der Jüngling fragte heiter: „Ja, wenn Sie dort eingeladen sind, weshalb gehen Sie denn nicht hin?"

Da faßte Fritz Mut. „Gewiß gehe ich hin, und zwar sofort."

„Na, also, dann können wir ja gleich zusammen gehen. Ich will nämlich auch dahin."

Fritz starrte ihn an.

„Denn ich bin der Sohn vom Geheimrat Horsekorn."

Jetzt erbleichte Fritz und wußte nichts mehr zu sagen. Der andere aber nahm ihn beim Arm und sagte leise: „Kommen Sie nur, ich drücke mich auch englisch."

Schnell waren sie durch die Hintertür hinaus. Nun in ein Auto und dann los. Unterwegs begann Fritz zu beichten und bat, ihn nicht zu verraten.

Der Jüngling aber sagte lächelnd: „Sie können vollkommen beruhigt sein. Ich habe sogar großen Respekt vor Ihnen, Herr Moldenberg."

Sie trafen mit nur wenig Verspätung ein. Fritz wurde durch den Sohn dem alten Herrn zugeführt, und der hieß ihn herzlich willkommen. Und als Fritz noch immer verlegen war, sagte der Geheimrat mit gütigem Lächeln: „Ich weiß nämlich schon alles. Mein Sohn hat Sie gleich am ersten Abend in der Kneipe erkannt und es mir berichtet; ich konnte mir auch ungefähr denken, daß alles nur so eine Art Nothilfe war. Aber lassen wir das jetzt, Herr Moldenberg! Kommen Sie, gehen wir zu Tisch!"

Da atmete Fritz auf.

Selten hat er sich so gut unterhalten, selten so gut und mit solchem Behagen gegessen und getrunken. Und als das Festessen zu Ende war und der Hausherr Fritz sehr verheißungsvoll die Hand schüttelte, da fühlte dieser, daß sein Glück gemacht war.

Unten aber, vor dem Tore, erwartete ihn der junge Sohn des Hauses. „Nun geben Sie mir den Arm, und jetzt gehen wir zur Kneipe zurück. Natürlich sind Sie jetzt Gast unserer Verbindung."

Und so wurde es eine Nacht, wie sie der Musiker so fröhlich und gemütlich noch nie erlebt hatte. Acht Tage später hatte er seine Anstellung.

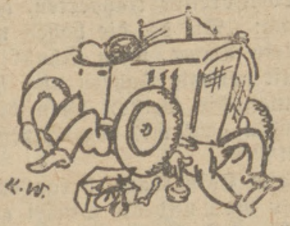


Ein Schloß feiert seinen 100. Geburtstag.

Das bekannte bayerische Königsschloß Hohenschwangau bei Füssen im Allgäu feiert im November 1932 seinen 100. Geburtstag. Im Jahre 1832 kaufte Kronprinz Maximilian von Bayern die Burgruine, deren Ursprung bereits auf das 12. Jahrhundert zurückgeht. Das Schloß wurde von dem Münchener Baumeister Ziebland im Stile eines mittelalterlichen Ritterschlosses gebaut. Die berühmtesten Münchener Künstler, wie Moritz v. Schwind und Ludwig v. Schwanthaler, versahen die Räume mit Bildern aus der deutschen Heldensage. Maximilians Sohn, der später als Ludwig II. den Thron bestieg, verbrachte den größten Teil seiner Jugend in Hohenschwangau. Geschichtlich bedeutend wurde das Schloß dadurch, daß am 5. Dezember 1870 Ludwig II. in dem berühmten Tassozimmer die Einigung der deutschen Fürsten mit König Wilhelm I. vollzog.



Die Panne.



„So, jetzt wird es gehen, ich habe tüchtig Öl in den Zylinder gespritzt!!"

„Wat heeßt Zylinder — Mensch, det war mein Ohr, vastehste!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.